

Die Plattform der Pagode, die einen Durchmesser von fast 1400 Fuß hat, ist eine kleine Welt für sich; auf ihr stehen die heiligen Gottesdienste statt, und sie ist mit allen Schätzen birmanischen Kunstschaffens verschwenderisch ausgestattet. Die Pagode selbst hat keinen Innenraum und ist ein ziemlich unformaler Bau aus Ziegelsteinen.

Eine recht sonderbare Merkwürdigkeit, die dem Besucher des Landes auffällt, ist eine riesengroße Zigarre, die man schon vom frühesten Alter an raucht. Eine solche Zigarre ist acht Zoll lang und besteht aus Holzspänen, Tabak, Melasse und verschiedenen anderen Kräutern, sie ist so dick, daß sie ganz den Mund einer jungen Dame ausfüllt, die sie zu rauchen versuchen wollte.

Die Kieselzigarre ist mit Bambusrohr umhüllt und an Festtagen auch mit rotem oder goldenem Papier geschmückt. Sie ist sehr schwierig in Brand zu setzen und ihr Rauchen erfordert einige Geschicklichkeit. Doch die Kinder von Birma können sie schon rauchen, bevor sie gehen können; ja selbst wenn sie noch an der Mutter Brust ruhen, greifen sie danach. Niemand raucht solch eine Zigarre zu Ende. Man nimmt zwei oder drei kräftige Züge, stößt mit Wohlbehagen den Rauch aus und gibt dann das Rauchwerkzeug an einen Kameraden weiter.

Scott hat auch Wergut, die Perlenstadt, besucht, die von einem Schimmer märchenhaften Glanzes umwoben scheint. Perlen von großem Wert sind in dem Wasser ihres Flusses gefunden worden, und jeder hofft einen gewaltigen Schatz aus dem Wasser zu heben. Gewaltige Reichtümer lassen auch die Rubinenwerke von Moat ahnen, deren Erträge von einer britischen Gesellschaft verwendet werden.

Der Monat der Feste in Japan.

Für die Japaner, denen die Kapitulation Port Arthurs diesmal noch ein besonderes Freudenfest geschenkt hat, ist der Januar überhaupt ein an Festen reicher Monat. Schon am Silvesterabend beginnt das Neujahrsfest und dauert die ersten drei Tage des Januar, dann folgt das Fest der Feuerwehreute am 4. Januar, am 10. Januar das Fest der Dichtung und am 16. Januar das Fest der Lehrlinge. Das Volk von Nippon, das seine Energie und Kraft im ersten Kriege bewiesen hat, versteht aber auch vorzüglich seine Feste zu feiern. Das ganze Volk wird dann zu einem Volk von Kindern und gibt sich völlig der Freude des Augenblicks hin. Soviel man auch über die eigentliche Religion der Japaner diskutiert hat, religiöses Fühlen und frommer Sinn herrschen überall in Japan, und Pilgerfahrten werden nach vielen hochverehrten Heiligthümern unternommen. Das Neujahrsfest ist das Fest der Ernte, und das sehenswerteste Schauspiel ist die Prozession der läudlichen, von Ochsen gezogenen Karren. Es ist wie der Triumphzug des Erntegottes, der hier vorbeizieht. Phantastisch aufgeputzte und maskierte Männer folgen dem Gotte; Geißeln in hellglänzenden Gewändern flattern dazwischen und lassen zirpende Töne erklingen auf selbsttönen Instrumenten, den Kotos, Binns, Samijons. Die Wagen deuten durch große Reishäufen die allegorische Darstellung einer reichen Ernte an und sind ausgeschmückt mit Bambusstäben und Laub. Stäbe, Fächer, Fahnen und bunte Laternen schwingen in der unruhigen Luft und über allen schwebt das riesige Banner von Nippon, das auf tiefrotem Samt die aufsteigende Sonne zeigt, während goldene Strahlen hinschießen über den blendend weißen Grund. Dem großen Wagen folgen kleine Handkarren, ebenfalls mit Reis beladen. All dies wird dem Gott dargebracht.

Die Japaner sind überhaupt ein sehr dankbares Volk. Sie unternehmen lange Reisen nach dem Fuji, Nikko und anderen Heiligthümern, um den Göttern Dankopfer darzubringen. Ein Missionar, der lange unter ihnen weilte, erklärte: „Die Japaner sind so dankbar, daß ihre Herzen auch noch dem zugetan bleiben werden, der sie besucht und ihnen all ihre Nahrung fortstiehlt.“ Die Straßen bieten am Neujahr-

tag einen feenhaften, von Farben und Licht erfüllten Anblick. Der feine Geschmack, der auch in den untersten Volksschichten lebt, äußert sich hier in prachtvoller Weise. Alle sind sie in vielfarbige Gewänder gehüllt, und die Farben sind alle aufs delikateste abgestimmt; so verschwimmt in einem Meer von Tönen und hellen Flecken diese hin und herwogende Menge, von bunten Lampen in vielfachen Reflexen beleuchtet. Vor den Türen der Häuser sind „Nawas“, Seile aus Gras, gezogen, die feindselige Gespenster abhalten sollen; davor sind junge Kiefern mit ihren roten Stämmen und dem Schwarz der Nadeln aufgestellt. Und alles ist mit Fahnen, farbigem Papier, mit Tang, Farnkrautbüschen und besonders mit hochroten „Ebis“, das sind Figuren von Krebsen, die in den Zweigen der Bäume befestigt sind, ausgeputzt. In den festlichen Straßen wandern nun die Leute hin und her und besuchen sich, um ihre Neujahrsbesuche zu machen. Diese sind stets höchst elegant in kleine Pakete von farbigem oder Goldpapier verpackt, mit seidenen Schnüren und schönen Troddeln verziert, doch der Inhalt ist häufig etwas merkwürdiger Art. Ein getrockneter Fisch oder etwas Seidengarn oder ein paar Früchte, mehr die gute Geminnung und Freundlichkeit des Gebers bezeichnend.

Am vierten Tage nach Neujahr findet die große Parade der Feuerwehreute statt. Da eine Feuerbrunst nächst dem Erdbeben die häufigste und am meisten gefürchtete Gefahr ist, so ist die Feuerwehreute eine für Japan höchst wichtige Einrichtung. So haben denn auch die Feuerwebränner große Sympathien beim Volke, und eine unabweisbare Menge begleitet den Zug, den die Feuerwehreute von Tokio durch die Ginja, die Hauptstraße der Keidzen, veranstalten. Langsam, von Menschenmengen umflutet, ziehen sie dahin in ihren blauen Gewändern, die mit grotesken weißen und roten Symbolen des Feuerdrachens verziert sind, sie halten an und führen akrobatische Kunststücke an ihren hohen Bambusleitern aus, während Tausende voller Erregung zusehen. Donnernder Jubel begrüßt einen besonders Tapferen und Geschicklichen, der vielleicht schon bei manchem Brande sein Leben todesmutig einsetzte hat. Er tritt vor und vollführt ein echt japanisches Jongleurstück, indem er die sehr hohe, aus ganz leichten Bambusstäben gefügte Leiter, die zwei Kameraden nur schwankend halten, bis zur letzten Sprosse hinaufsteigt und dann, mit den Armen sich stützend, die Beine in die Luft streckt. Die Prozession der Feuerwehreute von Tokio bewegt sich so langsam zu den Tempeln der Shiba, den „Garten“ der großen Stadt.

Am 10. Januar findet des Mikados eigenes Fest statt. Es ist das Fest der Poesie, ein ehrwürdiger Tag von altersher. Der Mikado ist bekanntlich selbst Poet und macht lyrische Gedichte. Japan hat seit Urzeiten eine besondere Würde für den „Großmeister der Dichtkunst“. Dieser prüft nur die große Anzahl von Gedichten, die ihm von allen Seiten für den 10. Januar zugehändelt werden. Die besten überreicht er am Festtage im Godo, dem Kaiserpalast, dem Mikado. Eine prächtige Versammlung ist hier vereinigt. Der Kaiser und sein ganzer Hof sind anwesend, ebenso die Kaiserin mit den Prinzessinnen und Hofdamen. Alle die reich und prächtig gekleideten Menschen sind in einem Garten versammelt, der in traumhafter Lieblichkeit daliegt. Dunkle Federn stehen auf grünem Rasensamt, die Kamelien sind in voller Blüte. Durch das Blätterwerk der Bambusbäume tauchen Berge und weite Gefilde auf. Eine gedämpfte Musik ertönt, auf dem Rasen schlingen sich Tänze und Reigen in märchenhafter Schönheit, während die preisgekrönten Bewerber ihre Verse auf weiße Seidenfächer malen.

Der 16. Januar bringt das letzte dieser vier japanischen Feste. Das Fest der Lehrlinge ist ebenfalls von der Zeit geheiligt, eine uralte Tradition und eine schöne Ehrung des Fleißes und der Arbeit. Faulenzer gibt es in Japan nicht. Wer irgend ein Handwerk oder eine technische Fertigkeit lernt, wird sie bis zur höchsten Vollendung ausbilden. Darum genießen die Handwerker auch in Japan eine Achtung, wie sie bei uns nur im Mittelalter die Zünfte der Steinmetze und Holzschmitzer genossen, die in das Werk ihrer Hände noch ihre ganze Seele legten, und

darum bringen sie auch so herrliche Werke des Kunstgewerbes zustande. Die Handwerker jeder Stadt bringen in dem Heiligtum ihrem Gotte Opfer dar. Bei der nachfolgenden Festlichkeit und Luftbarkeit sind besonders die Plätze viel besucht, auf denen Jongleure, Akrobaten und Ringer ihre Künste zeigen. Auch sehr viel Sake wird an diesem Tage getrunken.

Kortense.

Ein Reise-Erlebnis von Ewald Curtius.

Es gibt es einen reizenderen Erdenwinkel, als das herrliche Seltetal im Harz. Nicht weit von dem wunder schön gelegenen Alexiabad befindet sich ein Dörflein, so abgeschlossen, so weltvergessen, ein wirkliches Asyl der Ruhe und Einsamkeit. Das ist ein Aufenthalt zum Träumen, und wer sich betäubt fühlt vom Geräusche der Welt, der sehnt sich gewiß in den Frieden dieser Hütten hinein; das Dörflein beherbergt auch jeden Sommer eine Anzahl Stammgäste, die immer wieder gern hierher zurückkehren.

Auch ich hatte dort während meiner Ferien Aufenthalt genommen, um meine vom Lärm der Großstadt erregten Nerven zu beruhigen, und den eingeschluckten Staub von den milden, reinen Gebirgslüften herauszuspielen zu lassen.

Eines Tages verlor ich auf meinem Spaziergange den Lauf des Baches, welcher durch das Dorf hindurchfließt, um wondrous seine Quelle zu erforschen, die doch jedenfalls in dem unfern Höhenwald zu finden sein mußte.

Noch war ich nicht allzuweit gekommen, da bemerkte ich eine hölzerne Brücke, die über den Bach führte, und aufblickend gewahrte ich, hinter einer Baumgruppe halb versteckt, ein reizendes Landhaus am jenseitigen Ufer. Ich blieb stehen und vertiefte mich in dessen Anblick. Ringsum die tiefste Stille, war das vielleicht jenes Zauberhofs, worin Dornröschen schlief? Da gewahrte ich, dicht am Bache stehend, wie eine Kofe mitten auf dem Wasser an mir vorüberzueilen. Rasch sandte ich den Blick hinüber und gewahrte durch das Gebüsch ein weißes Kleid, und eine Sekunde später trat ein blühendes, junges Mädchen von fast überirdischer Schönheit hervor, war mir — zu meinem größten Erstaunen — einen freundlichen Gruß zu und flog dann schnell, wie ein Vogel in den Schatten der Bäume zurück. Ich fischte die Kofe aus dem Bache und wandte meine Schritte dem Dorfe wieder zu; die Quelle des Baches und das beabsichtigte Auffinden derselben hatte plötzlich alles Interesse für mich verloren.

Gleich nach meiner Ankunft fragte ich den Wirt, wo ich mich einmietete, ob er mir nicht jagen könne, wer jenes versteckt liegende, einsame Landhaus bewohne.

„Eine junge Dame,“ lautete die Antwort, „sie ist vor etwa drei Wochen in Begleitung ihres Bruders angekommen.“ Das war alles, was er wußte.

Ehe die Sonne sich zum Untergange neigte, zog mich ein unbekanntes Gefühl nach jenem Landhause zurück. Ich hoffte, die schöne Fremde noch einmal zu sehen, und diese Hoffnung erfüllte sich. Das reizende Wesen lustwandelte unter den Bäumen und stützte sich dabei auf den Arm eines jungen Mannes von höchstens dreißig Jahren, auf dessen bleichem Antlitz tiefe Wehmut ausgegossen lag. Jedemfalls war das der von meinem Wirt erwähnte Bruder.

Das Mädchen mochte kaum achtzehn Jahre zählen. Die blauen Augen wurden von großen Wimpern überhattet; lange blonde Locken umrahmten das wundervolle Gesicht, auf welchen sich wahrhaft himmlische Sanftmut zeigte. An der Schulter ihres Bruders gelehnt, erschienen ihre Züge in eigentümlichen Wechseln bald heiter, bald traurig, bald zerstreut, bald träumerisch. Als das Paar in der Nähe der Brücke, wo ich stand, anlangte, gewahrte sie mich. Ein leichtes Lächeln verklärte ihr Gesicht — dann grüßte sie mich und kehrte um. Ich aber schlug gedankt-wohl den Rückweg ein. Gern hätte ich eine Lösung des Rätsels gefunden; wie kam das junge, mir gänzlich unbekannte Mädchen dazu, mich, den sie bis dato nie gesehen, freundlich zu grüßen? —

Noch ehe am nächsten Morgen die Sonne aufging, befand ich mich schon wieder bei dem Landhause; es hatte mir in meinem Zimmer keine Ruhe mehr gelassen. Zwei lange Stunden verharrte ich dort. Schon wollte ich wieder umkehren und zu einer anderen Zeit wiederkommen, — da erschien sie, schön wie ein Engel. Der frische Morgenwind koste mit ihren goldenen Locken. In der Hand trug sie ein Büschel grüner zartblättriger Zweige. Als sie mich erblickte, legte sie den Finger auf die Lippen als Zeichen des Stillschweigens. Dann verbarg sie ein Billet in dem Büschel und warf es in das Gebüsch. In diesem Augenblick erschien ihr Bruder. Sie erschrak; er bot ihr den Arm und beide entfernten sich. Kaum war das Paar verschwunden, flog ich über die Brücke in den Garten hinein und holte mir das Billet heraus. Es enthielt nur drei Worte:

„Heute Abend! Hortense.“

Wie ein Dieb schlüpfte ich aus dem Garten. „Heute Abend!“ wiederholte ich. „Das ist wirklich bizarr! In Ländern wie Italien oder Spanien mag die Liebe wohl rasch zu Werke gehen — wenigstens liebt man das immer in Romanen und Novellen — aber hier in dem simplen, deutschen Harzgebirge? Fast unglücklich, doch gleichviel, mag es Traum oder Wahrheit sein, ich werde kommen!“

Und als die Sonne zu sinken begann, befand ich mich richtig wieder am Bache beim Landhause. Ich sah sie an einer Platane lehnen und anscheinend mich bereits erwarten. Da sie mich bemerkte, winkte sie mir. Ich eilte über die Brücke in den Garten.

„Sei gegrüßt, mein Freund! Mein Herz hat Dich längst erwartet!“ sprach sie mit melodischer Stimme und geleitete mich in ein Bosquet. Dort setzte ich mich mit ihr auf eine Bank. Ich glaubte noch mehr wie heute morgen der Spielball eines neckischen Traumes zu sein, und doch war alles tatsächliche Wahrheit und keine Täuschung.

Hortense mit dem reizendsten Unschuldslächeln, sah dicht an meiner Seite, und der Zauber kindlicher Naivität, der aus jedem ihrer Worte sprach, machte mich berauscht und verwirrt.

„Das, was ich tue, scheint Dich zu befremden, ist's nicht so, mein Freund?“ fragte sie schamrot. „Aber kann ich anders? Die Liebe kommt oft so schnell! Seit dem ersten Male, mo ich Dich gesehen, bin ich nicht mehr Herrin meiner Gefühle. Du wirst dieses Geständnis voreilig, ja, leichtsinnig finden — verzeihe mir das, mein Freund, aber ich kann nicht anders!“

Ich war dermaßen erstaunt über ihre Rede, daß ich kein Wort der Erwiderung fand. Es war eine Szene à la Romeo und Julia.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und beleuchtete die reizend schönen Züge ihres jungfräulichen Angesichts. Rings umher herrschte eine jener melancholisch-süßen Sternennächte, die der gütige Gott eigens für Liebende geschaffen zu haben scheint. Murrend schlängelte sich der Bach dahin, laue Nachtlüfte durchzitterten das monderhellte Laub und wehten uns den Duft der Rosen zu, die im Garten in üppiger Blüte standen.

Mit unbeschreiblichem Entzücken gab ich mich dem feenhaften Traum hin, der mich wie mit Zaubermacht gefesselt hielt, denn es konnte ja — leider — nur ein Traum sein, aus dem ich freilich kein Erwachen wünschte, welches aber doch früher oder später erfolgen mußte.

„Die Nacht verbirgt Dir mein Erröten, mein Freund.“ sprach sie weiter. „Gern möchte ich schweigen und doch — o Gott! — vermag ich es nicht. Vernimm denn, daß ich Dich liebe — liebe mit der ganzen Glut der ersten Liebe!“ hauchte sie und sank, mit Tränen in den Augen, an mein heftig klopfendes Herz.

O wunderbarer Traum! Mein Geist schwelgte im Genuße namenloser Wonne. Alles, was sie mir sagte, war Unschuld, war Liebe im reinsten Sinne des Wortes.

„Sie sagen, daß ich krank sei.“ fuhr sie fort, „und daß die ländliche Ruhe und Stille, sowie die Luft des Gebirges mich heilen wird. Es ist wahr, mein armes Herz hat viel gelitten, aber jetzt in dem

befliegenden Zauber Deiner Nähe fühle ich mich neu gestärkt, mein Freund!“

Der Gedanke: Sie verwechelt Dich mit dem Gegenstande ihrer Liebe, weil Du diesem wahrscheinlich sehr ähnlich siehst, fiel plötzlich erkältend auf mein liebeswarmes Herz. Ja, es konnte nicht anders sein; das junge Mädchen war das Opfer einer Täuschung. Der seltsame Traum mußte also jedenfalls für uns beide bald genug eudien.

Doch ich irrte mich. Ich gewahrte nämlich an einem Fenster des Landhauses Licht und dachte an Hortensens Bruder, der — besorgt über die Abwesenheit seiner Schwester — uns hier überraschen könnte. Hortense erriet den Gedanken, der mich beunruhigte, denn sie sagte:

„Du hast recht, mein süßer Freund! Bald wird er kommen! Eile von hinnen! Morgen sehen wir uns wieder!“

Ich ergriff ihre Hand und preßte sie an meine Lippen.

„Fasse Mut, mein Freund.“ fuhr sie fort. „Du hast mir noch immer nicht gesagt, ob Du mich liebst. Sprich, Geliebter meiner Seele, liebst auch Du mich?“

„Von ganzer Seele!“ beteuerte ich, die Hand aufs Herz legend. Und damit sagte ich keine Lüge. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, und in diesem schönsten Alter liebt man alles, was schön ist, und in jedem weiblichen Wesen, das uns freundlich anlächelt, glaubt man sein Ideal gefunden zu haben.

Man bemerkt zum Beispiel eines Abends ein junges, blondes, träumerisches Mädchen — sofort wird man sentimental, denn eine unbestimmte Sehnsucht beginnt zu quälen. „Ja, sie ist's“, spricht man zu sich selber, „ich habe sie schon früher im Traum gesehen, das ist derselbe Blick, dasselbe Lächeln, dieselbe Stimme, derselbe Gang, dieselbe Gestalt! Sofort beginnen sich Gefühle zu regen, man liebt oder glaubt zu lieben. Und war es bei Hortensen nicht vielleicht ebenso?“

Wie man sich leicht denken kann, erschien ich am nächsten Abend zur festgesetzten Stunde beim Stelldichein. Hortense war heute noch viel anbetenswerter als gestern.

„In drei Tagen.“ erzählte sie mir, „ist mein Geburtstag; an diesem Tage bewirb Dich bei meinem Bruder um meine Hand. Wenn er erfährt, daß ich Dich liebe, daß ich Dein Weib sein will, dann wird er Dir Deine Bitte gewähren.“

Bei diesen Worten glaubte ich wirklich, der Spielball einer teuflischen Mystifikation zu sein.

„Mein Weib?“ rief ich hoch erstaunt.

Hortense betrachtete mich mit ihren großen, blauen Augen, senkte verschämt die Wimpern nieder und erwiderte:

„Ich bin bereit, Dir überall, wohin Du willst, zu folgen. Ein Wort von Dir, und ich verlasse auf der Stelle dieses Haus. Aber mein Bruder würde untröstlich sein, wenn er mich hier nicht wiedersände. Er liebt mich so zärtlich und bewacht mich mit väterlicher Fürsorge. Auch ich liebe ihn, aber sei deshalb nicht eifersüchtig!“

Darum begehre von ihm meine Hand. Er wird Dich nicht fragen, ob Du reich bist; ich selbst besitze ein großes Vermögen, von diesem Augenblicke an gehört es Dir!“

Etwas kleinlaut entgegnete ich: „Dein Bruder kennt mich nicht. Er wird die Schwester, die er liebt, nicht einem wildfremden Mann zur Frau geben wollen.“

„Du irrst, mein Freund. Er kennt Dich bereits, und auch er, auch er liebt Dich!“

„Das Geheimnis wird immer verwickelter.“ dachte ich bei mir selbst. „Nun soll ich sie aar heiraten! Nun ich habe nichts dagegen. Sie ist schön, sie ist reich, sie liebt mich — diese drei Eigenschaften finden sich selten vereinigt. Wehr kann man von einem günstigen Zufall nicht verlangen.“

„In drei Tagen.“ sprach ich, „werde ich Deinen Bruder besuchen und tun, was Du mir befohlen hast.“

Ueber ihr ich schönes Gesicht zog ein hoher Freudenstrahl. Sie pflückte eine Rose und sagte: „Die, welche ich Dir gestern schenkte, ist heute gewiß schon verwelkt; empfange dafür diese frische Blume als Zeichen meiner niemals wankenden Liebe!“

Dann zog sie eine niedliche Schere aus ihrem Schürzentäschchen, schnitt sich eine große Locke ihres schönen Haares ab und schenkte sie mir mit den Worten:

„Ich habe Dein Wort! Auf morgen!“

Sie begleitete mich bis an die Brücke; ich hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und lächelnd sagte sie:

„Gute Nacht! Gute Nacht!“

Dann entfernte sie sich — niedergeschlagen und traurig.

Nachdenklich kehrte ich ins Dorf und in meine Wohnung zurück. Ich vermochte die ganze Nacht kein Auge zu schließen, denn beständig sumnte mir das Wort „Heirat!“ vor den Ohren. Erst gegen Morgen sank ich in eine Art Halbschlaf, und in diesem träumerischen Zustande sah ich mich als Bewohner jenes Landhauses an der Seite dieses liebenswürdigen Kindes, welches mir so naiv seine Liebe erklärt und sein Herz geschenkt hatte. Ich sah alle meine Wünsche erfüllt, ruhig, ohne Chreiz lebte ich dahin. Aber bald erfüllten wieder andere Trambilder meine Seele. Ich sah mich in der geräuschvollen Stadt von meinen Büchern umgeben, inmitten des regen Treibens, der Künste, der Wissenschaften, meiner Freunde und — was noch mehr lockte — meiner Freundinnen.

So schlief und träumte ich bis in den Mittag hinein; als ich erwachte, kleidete ich mich eiligst an, um Hortense zu besuchen.

Unterwegs kehrte ich in einer Schänke ein, um mich durch einen Trunk frischen Wassers zu erquicken. Dort traf ich zu meiner größten Ueberraschung einen meiner alten Schulfreunde, Herrmann mit Namen, der hier bei der Mittagsabstlei saß. Auch er war überrascht, mich hier zu sehen; doch freuten wir uns beide. Herrmann war ein liebenswürdiger Gesell, stets heiter und betrachtete alles von der komischen Seite.

Nachdem er abgesspeist, erhob er sich. Ich wollte gleichfalls gehen und wünschte ihm eine glückliche Reise.

„Glückliche Reise.“ sprach er ebenfalls. „Wohin gehdest Du? Ich bleibe hier.“

„Du bleibst?“ fragte ich erstaunt. „Und warum?“

„Du weißt doch, daß ich Dilettant in der edlen Malkunst bin und meine freie Zeit gern dazu verwende, mich darin zu vervollkommen. Nun habe ich hier in der Umgebung — außer den landschaftlichen Schönheiten auch mehrere reizend gelegene Landhäuser entdeckt, die ich in meine Reisemappe skizzieren möchte. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, hier sechs bis acht Tage Station zu machen.“

„Nun, so unendlich malerisch halte ich weder die Gegend, noch die Landhäuser.“ antwortete ich, „da fändest Du wohl anderwärts bessere Vornurfe, als hier.“ (Schluß folgt.)

Der Traum.

Skizze von James Sando-Mirsky.

Die Weckuhr ertönte. Alfred Keller erwachte, drehte sich in seinem Bette herum und brachte die Uhr zum Schweigen. Dann richtete er seinen Oberkörper in die Höhe, schmitt eine ärgerliche Miene und ließ seinen kleinen, blassen Lippen einige Schimpfsworte entschlüpfen. „In der Tat, ein merkwürdiger Traum!“ murmelte er vor sich hin, und dieser erbärmliche Klapperkasten! fügte Keller hinzu, dem Wecker einen düsteren, verächtlichen Blick zuwerfend. Nachdem er sich dann nachlässig ins Rücken zurückgeworfen, versuchte er, an die Einzelheiten zurückzudenken.

Da sah er sich auf einem prunkvollen Ballsaal, auf dem seine Verlobung mit der bekannten, reichen Advokatentochter gefeiert wurde. Man sah niedliche, freudestrahlende Gesichtchen, im Lichtschimmer glühende, kostbare Toiletten, hörte das Klingen der Bellad, die weichen, schmeichelnden Töne der Musik, Gespräch, Gelächter — alles bunt durcheinander. Und er, Alfred Keller, der arme, unbekante Schriftsteller, er spielte hier gerade die Hauptrolle. Seinnetwegen gab

man das Fest, auf sein Wohl wurde getrunken, und er war glücklich, er, um den das Glück sonst einen weiten Bogen machte. — Ein neuer, lustiger Tanz wurde begonnen, und Keller drehte sich mit seiner Auserwählten, diesem Ideal des Weiblichen, indem er ihr ab und zu tief, fast lebensgefährlich in die blauen, unschuldigen und so klugen Augen sah. Und jetzt, da er sich einen Augenblick umgesehen wählte, zog er seine Angebetete bebend an sich und war im Begriff, ihr auf die vollen, rosigen Lippen einen jener Küsse zu drücken, die gar viel sagen, fast alles, weit mehr, als es Worte vermögen — da ertönte der schrille Ton des Weckers und brachte den gebrochenen, hoffnungslosen Künstler wieder in die Arme der Wirklichkeit, in das kleine, kalte Studierzimmer mit dem schmalen Fensterchen und dem kurzen, niedrigen Bette. — „Aber was soll ich mit all dem undenklichen Zeug?“ unterbrach sich Keller, setzte sich auf den Bettrand und begann mit dem Aufkeilen. „Gemeiß hat Emmy mein Herz erobert und ich das übrige!“ geisterte er sich. „Was hält jedoch dieser Durchschnittsmensch, ihr Vater, von Künstlern und besonders von solchen, die noch unbekannt sind, die noch nicht aufkommen konnten, weil sie vielleicht kein Geld, kein Glück hatten, oder — nicht die nötige Robheit und Selbstsucht besaßen, um alles beiseite zu schieben und sich selbst in den Vordergrund zu bringen!“

Mit sehr gemischten Gefühlen — wie uns solche in jenen Stunden überkommen, in denen wir in unserer Umgebung lauter Menschen zu sehen glauben, die uns nicht verstehen, und wenig oder keine Hoffnung haben, einst verstanden zu werden — stand Keller auf, als sich ein leises Klopfen vernehmen ließ, und Frau Klein — seine Wirtin — die Tür ein wenig öffnete und einen forschenden Blick ins Zimmer warf, wobei sie in gutem „Berlinisch“ etwas verwundert ausrief: „So, Doktorchen, um ich glogte, Se wern schon beis Arbeitern und wollte gleich den Kaffee bringen — Un hier is och n kleinet Briefchen for Sie!“ „Dank sehr, Frau Klein“, sagte Keller und nahm das Schreiben in die Hand. „Es ist heute etwas spät geworden — den Kaffee können Sie mir in einer halben Stunde bringen!“

Als die Wirtin befriedigt die Tür hinter sich geschlossen, besah Keller den Briefumschlag. Die Handschrift schien ihm bekannt zu sein, und etwas aufgeregt begann er, den Brief zu öffnen, während seine weißen, gut geförmten Hände nervös zitterten. Derselbe lautete: „Werter Herr Keller, es gereicht mir zur Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihr Volksstück „Die Tugend“ für unsere Bühne geeignet ist; ich bitte Sie, sich morgen um 10 Uhr bei mir einzufinden zu wollen. Ergebenst M. Ebdorf.“ — Als Keller gerührt hatte, überkam ihn eine sonderbare Stimmung. Er wollte lachen — und konnte nicht. Unwillkürlich ließ er sich auf einen Stuhl nieder und betrachtete den Brief noch einmal. „Aber hier steht es so ganz deutlich: Es ist geeignet!“ stammelte Keller und deutete mit dem Finger auf die betreffende Zeile: „Mein Himmel, sollte es wirklich möglich sein? Mein Stück wird aufgeführt werden und ich bekannt. Es gäbe kein Hungern mehr — kein Leiden! Unmöglich, unmöglich!“ Dies waren Kellers letzte Worte. Er fühlte, wie ihm die Kehle zugeschnürt wurde, und eine schwere Träne ihren Lauf über die bleichen, eingefallenen Wangen nahm. Schwerfällig beugte er sich vor, stützte das interessante Gesicht mit den etwas weichen Zügen auf beide Hände und stierte mit den feuchten, geröteten Augen auf den abgenutzten Fußboden. Jetzt war wieder der Augenblick für ihn gekommen, in dem sich seine ganze kummer- und sorgenvolle Vergangenheit vor ihm entrollte. — Ein Kind noch, hatte er seinen Vater verloren, der beim Malen vom Gerüste herabstürzte. Man mußte nun von dem Verdienste der Mutter leben, die als Waschfrau nur für ein spärliches Auskommen sorgen konnte. Daher hatte es Keller allein seiner Begabung zu verdanken, daß er freie Gymnasialbildung genießen konnte. Bald nachdem er dann die Schule verlassen hatte, starb seine Mutter, und der unerzogene, mittellose Jüngling — der Zwerg — mußte den aufreibenden, gefährvollen Kampf mit dem Miesen — unserem Leben — beginnen. Vier barme Jahre hatte dieser gewährt, viele Enttäuschungen gebracht,

und nun, da ihn die Kräfte schon zu verlassen drohten, tat er den letzten Stoß, und — er hat gewirkt! —

Nachdem ihm die Tränen etwas Erleichterung gebracht hatten, stand Keller auf und machte sich fünf an die Verrichtung seiner Toilette, denn die Uhr zeigte bereits auf halb zehn.

Als alles fertig war, stürzte er den Kaffee hinunter, nahm Hut und Stock in die Hand und eilte die abgetretenen Stufen der alten Wendeltreppe hinunter.

In den Straßen herrschte das alltägliche Treiben. Erste und Letzere, Hübsche und Häßliche gingen und eilten vorüber. Das Sprechen, Lachen, Räkern und Ausrufen der wogenden Menge mischte sich mit dem Lauten der Straßenbahn, dem Rollen der Räder und dem Knarren der Lastwagen. — Und all diese Luftschwingungen, die sonst sein Inneres so reizten, so empörten gegen dieses Fröhliche, Lustige, Glückliche — sie weckten in ihm heute ganz andere, bereits schlummernde Empfindungen. Er fühlte sich jetzt auch glücklich, hatte wieder Hoffnungen auf eine zielbewusste, farbenreiche Zukunft — vielleicht so farbenreich, wie es ihm der Traum ausmalte, eine Zukunft — mit seiner Emmy! —

Alfred Keller vergaß seine Umgebung. Nur instinktiv drängte er sich durch das Gemühl der geräuschvollen Masse, während der Traum allein sein angestrengtes Gehirn beidseitig und seine Phantasie arbeiten ließ. Das Verlobungsfest stand ihm abermals vor Augen, noch prächtiger, noch lärmender, und Emmy war reizender und anziehender denn je! —

Und jetzt tanzten sie beide elastisch, leidenschaftlich, aneinander geschmiegt — und wie brannten die Küsse auf die geröteten Wangen und Lippen. — Da, ein schrilles Klugeln — ein ohrenreißender Schrei — ein schmetterndes, knirschendes Geräusch, und — mit eingedrückt Brustkasten lag Alfred Keller unter dem Straßenbahnwagen. —

Gräunt, trügerisch Gesicht!
Wie so launich ist dein Blick!
Siehst man deine Augen strahlen,
Dort auch Veränderung du gebracht,
Sagt man schon dein Inneres wallen,
Ruhlos, — bis man hingerafft!

Junggefallen-Abenteuer.

Humoristische Skizzen von Karl Felden.

August Piepenfob war ein alter Junggefallener, sogenannter Sechser-Rentier, der gemächlich von den Zinsen seines kleinen Vermögens, sowie den Erträgen einiger Agenturgehäfte lebte. Er hatte es sich bislang unter der Fürsorge der Witwe Schnatter, bei der er als Chambregarnist schon lange Jahre wohnte, wohl sein lassen. So floß sein Leben muntlos dahin, und er fühlte sich behaglich in seiner einfachen, traulichen, wenn auch noch etwas altmodisch hergerichteten Wohnung in dem geräuschvollen, nicht gerade fashionablen Stadtviertel.

Da schlug plötzlich das Glück wie eine Bombe vor seinem August ein. Er hatte in der staatlichen Klassenlotterie gepielt und war mit einem ansehnlichen Teilgewinn von 25000 Mark herausgekommen.

Das war genug, um ihn zuerst schier fassungslos vor freudiger Ueberraschung und selbstgefälligem Stolz zu machen, und er begann den sonst bescheiden gelesenen Kahlkopf ordentlich hoch zu tragen. Dann kam er zur Ueberlegung seines Glückes.

In seiner Lebensweise mußte sich nun natürlich manches ändern.

Seine brave Wirtin und seine gemütliche Klause sah er plötzlich mit ganz anderen Augen an. Erstere, mit der er ehemals so manches trauliche Zwiegespräch abgehalten, erschien ihm jetzt beschränkt, albern und klatschüchtig, und ihre mütterliche Fürsorge für ihn ward ihm peinlich; seine Wohnung machte auf ihn mit einem Male einen veralteten Eindruck, schien klein und niedrig zu sein. Ach, wie altwäckerlich sah die maßlose Miesentommode aus mit den blanken Messingbeschlägen und den Kippesfiguren oben drauf;

wie hart dünkte ihm jetzt das breite, solide mit einer kattunen, gebühten Schutzdecke verlebene Sofa, auf dem er so manchen Mittag seinen müden Leib behaglich zur Ruhe gedehnt. Und die Fenster — sie waren nicht übermäßig hoch und hatten auch keine Spiegelscheiben — und schaute man durch dieselben, so hatte man das unerträglich, plebejische Treiben eines geschäftlichen Stadtviertels vor Augen und Ohren; ächzende Lastfuhrwerke, lärmende Straßenhändler — und schreiende, spielende, sich ihres Da-seins zum Teil barfuß freuende Straßenkinder.

Nein, so ging's nicht länger, dieses mußte geändert werden.

Derartiges brauchte er, August Piepenfob, nunmehr ein nahezu 35000 Mark schwerer Privatmann, nicht zu dulden. Eine entsprechende Verbesserung in seinen äußeren Verhältnissen war für seinem veränderten Stande schuldig. Er hatte es ja dazu und er war von niemand abhängig! Was scherte ihn seine langweilige Wirtin Schnatter, und deren aufdringliche Gutmütigkeit, was seine ungeeignete Wohnung? Er mußte für sich selbst zu sorgen!

Hinaus in ein feines, freies Stadtviertel wollte er ziehen, in ein „Garçon-Logis, Salon und Schlafkabinett“, bei „feinen“ Leuten mieten und sich von gebildeten Händen bedienen lassen, das war er seinem Stande, seiner eigenen Bildung schuldig.

Gedacht, getan. Bei seinen täglichen Spaziergängen über die vornehme „Promenadenstraße“ loste ihn ein Schild: „Elegant möbliertes Logis für einen feinen Herren zu vermieten“ — in den zweiten Stock eines stattlichen Hauses hinauf.

August war entzückt von der Liebenswürdigkeit der Dame, welche ihn empfing und zur Besichtigung der Herrlichkeiten einlud. Er war gebildet von der falschen Eleganz des Salons und des kleinen Kabinetts daneben. Ja, das war etwas ganz anderes als seine alte Klause! Dieser herrliche Divan! Daß er aller Wahrscheinlichkeit nach für Augusts gewohntes Mittagschlafchen viel zu unpraktisch und klein sein würde, berücksichtigte er in seiner momentanen Verzückung nicht. Die schönen Blüschel, der hünte, „persische“ Teppich, die kostbaren „Oelgemälde“ an den Wänden bestachen ebenfalls sein Auge. Auch das Kabinett mit seiner bizarren Einrichtung, dem „französischen“, so unbehquem wie möglich hergerichteten Bett, alles sagte seinem umgewandelten Geschmacke völlig zu.

Ueber den Preis, den die in mittleren Jahren stehende, etwas verlebte aussehende Dame, die aber in ihrem scharlachenen Schlafrock auf seinen August einen ungemein respektvollenden Eindruck machte, — über den Preis also, den sie stellte, einigte man sich bald. Fünzig Mark pro Monat, einschließlich Frühstück! Und um zu zeigen, daß August ein Mann war, der zu leben verstand, zahlte er gleich die Miete für ein halbes Jahr pränumerando. Es erschien ihm in Anbetracht der gebotenen Herrlichkeiten nicht zu hoch.

Herr Piepenfob war entzückt von dem bezaubernden Lächeln, womit seine künftige Wirtin das Geld unter vielem erkünstelten Strahlen und lebhaften, gewandten Dankesworten eintrifft. August gratulierte sich wiederholt im Stillen und sagte sich, hier in dieser stillvollen Umgebung, bei einer so feinen, gebildeten Dame müsse er sich ungemem wohl und stets als gehobener Mensch fühlen.

Er gab seine Karte ab und die distinguierte Dame nannte ihm ihren Namen: verwitwete Steuer-rat von Schlumpig.

„Donnerwetter — adlig!“ dachte August und gratulierte sich nochmals zu seiner getroffenen glücklichen Wahl.

Mit Genugtuung hatte er in seinem Zimmer auch ein Piano wahrgenommen; wenn August auch nichts weniger als musikalisch war, so hob die Anwesenheit dieses eleganten, glänzenden Instrumentes doch um ein Bedeutendes die vornehme und harmonische Wirkung des „Salons“.

„Noch eins,“ bemerkte Frau von Schlumpig beim Abschiede mit ihrem gewohnten, bezaubernden Lächeln, „Sie gestatten doch, Herr Piepenfob, daß in Ihrer Abwesenheit auf dem Instrument zeitweilig gespielt wird?“

„Unbedingt, gnädige Frau!“ besaß sich der Angeredete neben vielen zuvorkommenden Beteuerungen zu versichern. „Und selbst wenn einmal in meiner Gegenwart Müßig getrieben würde, würde ich kaum dagegen protestieren.“

„Nun, das ließe sich schon vermeiden,“ entgegnete die Dame mit liebenswürdigem, vielsagendem Lächeln.

Unter dem Versprechen, schon anderen Tages einzuziehen zu wollen, schied der Rentner.

Inerlich triumphierend über seine erfolgreichen Schritte, begab sich August sofort zu Frau Schnatter, um sie von den veränderten Verhältnissen in Kenntnis zu setzen, sein Logis aufzukündigen. Allerdings hatte er dort bedeutend billiger gewohnt: achtzehn Mark — und hier fünfzig!

Aber beides ließ sich ja garnicht in Einklang bringen; von der herrlichen Einrichtung, der feinen Lage und der neuen Wirtin ganz zu schweigen! Bah, was waren ihm jetzt, in seinen guten Verhältnissen die paar Mark Mehrausgabe? Ein reicher, gebildeter Mann muß zu leben verstehen! Freundlich und dienstwillig war die alte rüstige, runzelige, stets einfach und peinlich sauber gekleidete Frau Schnatter zur

Steuerrat mit dem gewohnten süßlichen Lächeln empfing.

Ja, famos ließ sich alles an, und August fühlte sich schon als ein ganz anderer, besserer Mensch.

„Ihre Bedienung durch mein Hausmädchen, Herr Piepentob,“ sagte Frau von Schlumpig so nebenbei, „muß ihm natürlich durch eine öftere entsprechende Erkenntlichkeit vergütet werden.“

„Selbstverständlich, gnädige Frau,“ versicherte der Rentner; er erkannte, hier ging alles auf modernen, feinen Schnitt und man durfte sich nicht lumpen lassen —

Vom Mittagstisch heimkehrend und gewohnt, sein Ruhestündchen zu halten, wollte er's sich auf dem Divan bequem machen. Aber er vermochte in keine bequeme Lage zu kommen. Schön weich waren ja die Polster, aber alles zu knapp und kurz — und wo mit dem Kopf und den Beinen bleiben? Das elegante Möbel erwies sich in bedenklichem Maße für Augusts behagliche Gewohnheiten als ungeeignet.

So kam es, daß sich bei seinem vergeblichen Bemühen ein unterdrückter Fluch nach dem andern seinen Lippen entrang.

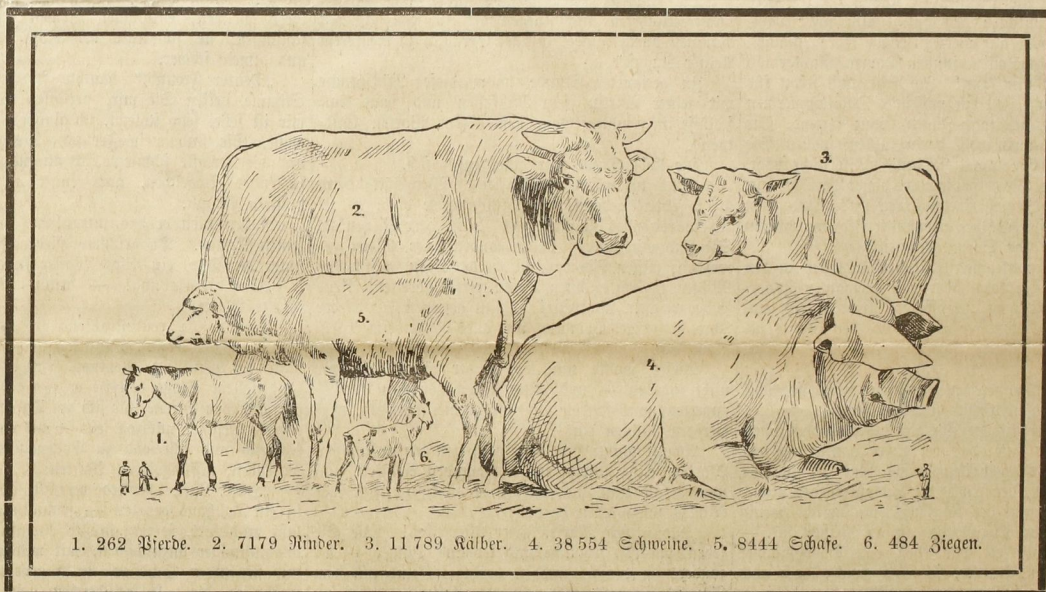
Endlich war es ihm doch gelungen, in eine halbwegs erträgliche Lage zu kommen. Die Augen sanken

Anderen Tages kam er volle zwei Stunden später von der Mittagstafel nach Hause, in dem unklaren Gefühl, etwaigen ähnlichen Vorfällen, wie den geistigen, dadurch auszuweichen.

Wie er vor der Tür seines Salons stand — es mochte gegen vier Uhr nachmittags sein — erscholl zu seinem gerechten Staunen fröhliches, jänatterndes und lachendes Stimmengewirr zahlreicher eifriger, weiblicher Zungen an sein Ohr, unterbrochen durch das klappernde und klingende Geräusch von Tellern, Tassen und Kaffeelöffeln.

August glaubte zu träumen. Dann stand er sprachlos auf der Schwelle seiner Tür. Ein unerwartetes, aber um so malerisches Bild entrollte sich seinen weiten Augen: Um den großen, bedeckten Mittelstisch saßen acht bis zehn Damen mittleren und älteren Schlages, trinkend, lachend, plaudernd, fuchensessend, alle bei einer derartigen Gelegenheit gebräuchlichen Organe und Bedürfnisse in vollster Tätigkeit, Frau von Schlumpig, die Gastgeberin, einer Königin vergleichbar, auf ihrem thronenden Mittelstisch, mit einem Wort, ein unterhaltenes Kaffeekränzchen in schönster Form. Aber aller Augen richteten sich auf den frechen Eindringling.

„Verzeihung, wenn ich störe — ich dachte — ich



Die täglichen Viehflachtungen im Deutschen Reiche (nach der fleischbeschau-Statistik.) (Siehe Text Seite 39.)

Siehe, um sich nach etwaigen Wünschen ihres langjährigen Mieters zu erkundigen.

„Frau Schnatter,“ hob August im Brustton der Ueberlegenheit an, „ich sehe mich genötigt, Sie zu verlassen und zwar morgen schon! Es tut mir leid, aber es läßt sich nicht ändern!“

„Barmherziger Himmel!“ brachte die gute Frau nach einer Pause des Schreckens und bestiger Ueber-raschung hervor. „Herr Piepentob! — Sie wollen fort — Sie, mein langjähriger Mieter? Das kann Ihr Ernst nicht sein!“

„Doch, doch,“ bekräftigte August. „Sie müssen einsehen, — meine veränderte Lebenslage — das Logis wird mir doch zu klein — und dann das Geräusch auf der Straße — ich muß hinaus in ruhige, feine Lage — meine Nerven —!“

„Und das alles merken Sie jetzt erst, nachdem Sie so viele Jahre bei mir gewohnt? Ich kann Sie nicht halten, Herr Piepentob! Doch will ich wünschen, daß Sie in Ihren neuen Verhältnissen nichts vermissen!“ —

Die brave Frau führte gekränkt den Schürzenzipfel zum Auge und verließ lautlos das Zimmer.

August fühlte sich ein wenig beschämt. Aber anderen Tages zog er, von seinen Habichtseigen begleitet, stolz in sein neues Logis, von der Frau

ihm zu vor Müdigkeit und schon schwebte er zwischen Halbschlaf und Wachen, als ziemlich unfaust an die Tür gepocht wurde und die liebenswürdige Hausfrau eintrat.

„Verzeihung, Herr Piepentob, wenn ich störe. — Das Klavier wird gleich benutzt, ich gebe nämlich Klavierstunde und ich glaube wohl nicht zu irren, daß Sie es vorziehen, einen kleinen Spaziergang zu machen, als die leidigen Tonübungen mit anzuhören.“

Gutmütig, wie August nun einmal war, erhob er sich und verließ unter einigen bereitwilligen Worten, die ihm aber doch nicht so recht von Herzen wollten, seine Wohnung, um unter Verzicht auf die Mittagsruhe die Zeit im Freien zu verleben.

„Einmal ist keinmal,“ monologisierte er unterwegs. „Hoffentlich kommt dergleichen nur selten vor! Sollten sich diese Fälle zu häufig wiederholen, so werde ich, August Piepentob, dieses mir nicht bieten lassen. Doch gemacht! Die Frau ist ja im übrigen wirklich nett.“

Er fühlte sich aber doch etwas erregt, ein ungewohntes, unbehagliches Gefühl, welches er seit Jahren nicht mehr gekannt, und zu seiner Verbitterung trank er einige Glas Bier. Etwas dadurch erfrischt und erheitert, war er in der Lage, alles wieder in rosigem Lichte ansehen zu können.

So verging der Tag ohne weitere Zwischenfälle.

wollte —“ stotterte der ungebetene Störenfried und machte Miene, sich wieder zurückzuziehen.

„Aber bitte, Herr Piepentob,“ eilte ihm die liebenswürdige Wirtin entgegen, ihn vollends ins Zimmer ziehend, „Sie werden doch nicht fortgehen? Sie sind mein Gast! Entschuldigen Sie mir die kleine Ueber-raschung. Es ist heute gerade mein Damenkränzchen — es kommt nicht oft vor, alle Monate einmal — Sie müssen schon entschuldigen — meine früheren Mieter waren das auch so gewöhnt; gestatten Sie, daß ich Sie den Damen vorstelle, und Ihnen eine Tasse Kaffee einbringe!“

August stand Höllequalen aus und ließ alles willenlos mit sich geschehen. Mechanisch und mit trampfhaftem Lächeln sprach er, was ihm Pflicht und Höflichkeit gebot.

„Frau A. — Frau B. — Fräulein Z.“

„Gabe die Ehre, gnädige Frau — sehr angenehm, gnädiges Fräulein — gnädige Frau! — Unfreundliches Wetter!“ und so fort.

Dann sah er sich nolens volens zwischen zwei Damen von undefinierbarem Alter, die mit heftigem Wortschwall auf ihn einredeten, plazierte und kam sich vor, wie die Maus in der Falle.

So mußte er, der Weiberfeind, drei geschlagene Stunden den liebenswürdigen Schwereköter machen;



die animierten Damen ließen ihn nicht eher wieder ab, als bis die gemeinschaftliche Abschiedsstunde geschlagen. Schon atmete August auf und trocknete sich den Angschwweiß von der Stirn, aber nun mußte er noch zwei verblühte Schwestern, ältliche und sentimentale Fräulein, nach Hause begleiten, welcher Ritterdienst ihm unter heiterem Gelächter von verschiedenen Seiten ziemlich unverblümt nahegelegt worden war. Das war ein böser Tag. Stöhnend und aufgeregte wälzte sich August abends in seinem Bette, ehe er die erlösende Nachtruhe fand.

„Nun, wie ist Ihnen der gestrige Nachmittag bekommen, Herr Piepenfob?“ begrüßte ihn anderen Morgens seine Witin. „Es war reizend, nicht wahr?“ „Sol' Euch alle der Teufel!“ dachte der Rentner noch immer wütend.

„Denken Sie, da erhalte ich soeben ein Telegramm von meinen beiden Nichten — sie treffen heute Abend bei mir ein — übrigens recht nette, hübsche Mädchen, — um einige Wochen hier zu bleiben, sich 'n bißchen zu zerstreuen, die armen Dinger, sie haben sonst gar nichts von der Welt. Doch nun bin ich in Verlegenheit, wo die Damen unterbringen, denn ich habe kein Zimmer meiter zur Verfügung, alles vermietet. Da habe ich nun an Sie gedacht, Herr Piepenfob, ich weiß, Sie sind ein vernünftiger und gebildeter Herr und an Ritterpflichten gewöhnt! Wo nicht wahr, Sie räumen wohl auf vierzehn Tage Ihre Zimmer, damit ich die vermögenden, jungen Damen pflichtgemäß passend unterbringen kann! Ich habe auch schon für Sie für die kurze Zeit ein passendes Dachämmerchen in Bereitschaft, ich sage Ihnen, ganz reizend, Sie werden sich ungemein wohl darin fühlen; wollen Sie es sich, bitte, gleich einmal ansehen? Also nicht wahr, Herr Piepenfob, Sie helfen mir aus dieser Verlegenheit; ich kann auf Ihren Edelmut rechnen? Und seien Sie verlicht, für all Ihre gewohnten Bequemlichkeiten wird nach wie vor Sorge getragen!“

August brumnte allerlei Unverständliches in den Bart, erklärte sich dann aber mit gewohnter Zuverlässigkeit mit dem getroffenen Arrangement einverstanden, das heißt, er mußte sich den bereits gemachten Anordnungen seiner fremdlichen Witin fügen!

Das Dachämmerchen war gar nicht so übel und zum Schlafen ging's allenfalls schon.

Der Rentner richtete sich also tagsüber dort häuslich ein. Was tat's, daß bei dieser Sanfterung sein Kopf mit den Nieselbalken einige Male in fühlbare Berührung kam, dem Holze tat dies entschieden nichts. Zwar zog es in der Kammer empfindlich, wenig schätzenswert für August, der oft an Reußen litt. — Du lieber Gott, es war eben eine Bodenkammer und kein Salon, den er, so Gott wollte, doch auch wieder bezog. Also nur ruhig Blut, hier war er wenigstens vor allem Weiberungemach sicher, welches ihm 'n tiefster Seele zuwider war.

Abends legte er sich gelassen ins Bett und schlief mit ziemlich gemäßigten Gefühlen ein. Zu dem Sturm, der draußen tobte, hatte sich auch der Regen gesetzt, denn es plätscherte lustig aufs Dach.

Plötzlich erwachte der aequartierte Rentner von einem unbehaglichen Gefühl der Nässe und Kälte, ihm hatte geträumt, er ginge ohne Hosen im Regen spazieren; zum Ueberflus fühlte er auch noch etwas Lebendiges, Weiches, Gelbsthaftes über Mund und Gesicht laufen, er griff danach, es quiekte und entschlüpfte.

Hui Teufel! Alle Wetter! Das war zu arg. Er richtete sich vollends auf, peitschende Regentropfen schlugen ihm ins Gesicht und nach unsäglichen Anstrengungen, unter Zubühfenahme seines aufgespannten Regenschirmes, gelang es August, Licht anzuzünden.

Das war ja eine nette Bescherung, die sich ihm darbot. Aus Dach- und Wandlugen strömte der Regen herein, sogar zu ihm aufs Bett, auf welchem sich schon eine ansehnliche Lache gebildet hatte.

Eben schlüpfte wieder etwas Flüchtiges darüber hin, schauerhaft! Aus verschiedenen Winkeln und Löchern des Stübchens steckten quiekend und pfeifend kleine, eckhafte Ungetümme, Matten und Mäuse, ihre spitzen Köpfe hervor, neugierig den frechen Eindringling beäugend, ehe sie blitzschnell sich wieder zurückzogen oder geisterhaft von einem Loch zum anderen

huschten. Diese unangenehme Nachbarschaft schien sich hier ganz als Herren zu fühlen. Dazu heulte der Orkan um den schwankenden Bau und der Regen drang von allen Seiten ein.

Fluchend griff der Rentner wieder nach seinem Schirm, um sich mittels dessen einigermaßen gegen das Ungemach zu schützen. Auf die Wohlthat des Lichtes mußte er leider verzichten, einmal verloschte der Luftzug die notwendige Kerze fortwährend und dann ging sie so wie so auf die Reize, dank der Fürsorge seiner liebenswürdigen Frau Witin.

Am Schlaf war nicht zu denken; in stumpfsinniger Resignation erwartete August, im Bette liegend, den schützenden Regenschirm hinter sich, dem losen Spiel der frechen, vierbeinigen Gesellschaft lauschend, den Anbruch des erlösenden Tages.

Gott sei Dank, endlich war es Morgen, nachdem er doch noch ein Stündchen in wüstem Schlummer gelegen. Das Unwetter hatte auch nachgelassen.

Zornbeud erhob sich der Rentner. So etwas war noch nicht dagewesen, ihm das, ihm, dem Rentner Piepenfob! Fort aus diesem verunfähten Hause wollte er, auf der Stelle; keine zehn Pferde sollten ihn halten! Aber vorher wollte er der edlen Frau von Schlumpig noch den Standpunkt klar machen.

Die Nichten waren abends zuvor angekommen und bekundeten ihre Gegenwart in den unteren Räumen durch lautes, lustiges Geräusch zu mehrerem Vergnügen August's.

Zu geeigneter Stunde nahm dieser Rücksprache mit seiner Witin, sein Mißfallen und seine Entschlüsse in wohlgelegten, gemäßigten Worten kundtend.

Die liebe Dame war ganz außer sich. „Das tut mir unendlich leid! Wer hätte denn an so etwas gedacht. Und ich glaubte doch, es sei ein so reizendes Zimmerchen! Mein Herr Piepenfob, Sie sind mir ein zu lieber, angenehmer Mieter geworden; wissen Sie was, ich werde sorgen, daß meine Nichten in den nächsten Tagen wieder abreisen. Zene sollen weichen, nicht Sie! Dann beziehen Sie wieder Ihre bisherige Wohnung und alles bleibt beim Alten, nicht so?“

Dieses wollte nun wieder der höfliche Rentner nicht zugeben — und unter diesen höflichen Auseinandersetzungen fanden sich plötzlich die lachenden, neugierigen Nichten ein.

August mußte sich nun wohl von den zuckerfüßen Worten seiner Witin für überwunden erklären, umsomehr, als nun auch die Dame pflichtschuldigst ihre Nichten vorzustellen begann:

„Nosa und Marie, Herr Piepenfob! Wie Sie sehen, hübsche, fröhliche und lebhaft Dinger — besonders die Nosa,“ und sie drohte lächelnd mit dem Finger, „ist manchmal sehr ausgelassen — aber ein Herz wie Gold haben sie alle beide. Und nun, Herr Piepenfob, darf ich Sie wohl einladen, heut' Mittag im engen Familientreife unser lieber Gast sein zu wollen; keine Wiberrede!“

August zog ein Gesicht, als habe er Effig verschluckt. Diese ewigen, fatalen Weibergejdichten! Aber was half's, er mußte in den sauren Apfel beißen. So verbeugte er sich und sagte sein Erscheinen zu.

Allzulange würde sein Martyrium hier wohl nicht mehr dauern.

Die Mädels waren übrigens nicht übel; besonders die eine, Fräulein Nosa, deren Augen wie leuchtende Kohlen im Kopse hin und her glühten.

Was mochten aber die fichernden, ausgelassenen Damen sich wohl immer so heimlich anstehen, zublinkeln und dann August wieder so herausfordernd anlachen, besonders wenn er sich zu einem gravitätischen Komplimente herbeiließ? Ja, diese Weiber! Er wollte nicht hoffen, daß sie sich über ihn lustig machten, aber er war noch in den besten Jahren und die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß er noch Eindruck machte, obgleich dies sehr fatal war.

Die Stunde der Mittagstafel kam und mit dieser Herr Piepenfob in bester Toilette. In ungezwungener Weise plazierte ihn die liebenswürdige Witin zwischen die beiden Nichten, welche in gemachter Toilette und stark defolletiert, reizend anzuschauen, sofort nach der Suppe den ältlichen Junggesellen durch ihre Fragen,

Nekereien und Anspielungen vollständig mit Beschlag belegten, sodas August manchmal nicht wußte, ob sich mehr nach rechts oder links oder gleichzeitig nach allen Seiten wenden.

Die verführerische Nosa, besonders schien es darauf abgesehen zu haben, Herrn Piepenfob völlig in ihr Netz zu ziehen. Frau Steuerrat von Schlumpig machte in bezaubernder Weise die Honneurs der Witin und ging ab und zu. Doch immer freier, immer lustiger wurde das Wesen der jüngeren Schwester August gegenüber, denn die Frau Steuerrat hatte es sogar an einer Art billigem Sekt nicht fehlen lassen, und Nosas schwarze Augen, ihr strahlendes Lächeln schienen den sich immer unbehaglicher fühlenden Junggesellen schier verjagen, ihn immer fassungslöser machen zu wollen.

Schon war man beim Nachtisch; Frau v. Schlumpig, gewöhnt, als sorgsame Witin nach dem Rechten zu sehen, hatte gerade auf einen Augenblick das Zimmer verlassen, als Fräulein Nosa mit geschlossenen Augen und leisem Schrei ihren Halt verlor und dem erschreckten Rentner gerade in die Arme und an die Brust sank.

„Eine Ohnmacht!“ rief Fräulein Marie. „Rasch, ein Glas Wasser!“ und verließ spornstreichs das Zimmer.

Die Ohnmächtige aber hielt Herrn Piepenfob mit ihren weichen, entblößten Armen trampfhaft umschlungen; sie schmiegte den Kopf an seine Brust und atmete schwer.

„Teurer Freund,“ hauchte sie mit ersterbender Stimme, helfen Sie mir, verlassen Sie mich nicht, mir ist sehr, sehr schlecht, ich glaube, ich sterbe; nicht wahr, Sie sind mein Freund, Sie guter — ach! — und die Aermste schmiegte sich zitternd, wie ein schutzsuchendes Vögeln, noch enger an unseren verblühten August.

Ratlos hielt er das zutrauliche, junge Wesen in seinen Armen. Da erschien wieder Fräulein Marie unter der Tür, ein Glas Wasser in der Hand.

„Eine Verlobung! — rasch, komm', Tante!“ jubelte Marie.

Diese folgte freudestrahelnd auf dem Fuße, schon den Mund zu herzlichen Worten geöffnet. Doch jetzt hatte der gemeinliche Rentner genug. Mit verzweiflungsvollem Stoße befreite er sich von der ihn umklammernden Sirene, die sich am Tafeltuch festhaltend, einiges Geschirr nachzog, ehe sie mit und diesem frohend und schreiend zu Boden stürzte. Mit den wütenden, fassungslösern Worten:

„Silse, Lust, ich werde verrückt, bin ich denn hier in ein Tollhaus geraten — wahnfinnige Gesellschaft, laßt mich fort, fort!“ stürzte August, selbst wie ein Wahnfinniger anzuschauen, mit wildrollenden Augen und fliegenden Schößen, einem gebekten Wilde nicht unähnlich, die teils freischweben, teils hohnlachenden Damen rüchichtslos bei Seite schiebend, fort von dieser Stätte des Schreckens, die Treppe hinunter, auf die Straße, fort, immer fort. —

Wie ein Schiffbrüchiger, der nach schweren Leiden auf hoffnungsloser Wasseroberfläche sich in den traulichen Hafen rettet, so landete der ungetreue Rentner und Gemieter wieder bei seiner früheren Witin, der gutmütigen Frau Schnatter, die ihn ruhig, freundlich, kopfnickend empfing und glassen seine zerstückelte Beichte, den selbstanklagenden Bericht seiner Erlebnisse anhörte.

„Gerr, Du meine Zeit!“ sagte sie dann. „Ich wußte, daß es so kam! Aber Sie sollten 'mal Ihren Willen haben, Herr Piepenfob, denn: Wenns dem Gel zu wohl wird —“

„Also wird alles so wieder, wie's früher war, meine gute Frau Schnatter?“ meinte der Rentner etwas unsicher. „Jetzt ist mir meine alte Wohnung noch mal so lieb; nirgends fühle ich mich doch so wohl, wie hier bei Ihnen, und hier will ich wohnen bleiben mein lebenslang!“

„Ganz gewiß,“ versetzte die alte, runzelige, gutmütige Frau gerührt. „Und wir wollen nur gleich Ihre sieben Sachen zurückholen lassen. Ach, und für'n halbes Jahr Miete bezahlt, Herr, meiner Zeit, so 'n Gel! Und das zerfliegene Geschirr werden Sie auch bezahlen müssen! Ich kenne diese Art Leute!“

